

LEOPOLD v. RANKE
POLITISCHES
GESPRÄCH

MIT EINER EINFÜHRUNG VON
FRIEDRICH MEINECKE



Unveränderter Nachdruck
der Ausgabe von 1924

DUNCKER & HUMBLLOT · BERLIN

LEOPOLD v. RANKE
POLITISCHES GESPRÄCH

LEOPOLD v. RANKE
POLITISCHES
GESPRÄCH

MIT EINER EINFÜHRUNG VON
FRIEDRICH MEINECKE



Unveränderter Nachdruck
der Ausgabe von 1924

DUNCKER & HUMBLOT · BERLIN

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

**Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.**

Alle Rechte vorbehalten

© 2005 Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Fotoprint: Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin

Printed in Germany

ISBN 3-428-12044-2

**Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706**

Internet: <http://www.duncker-humblot.de>

EINFÜHRUNG

Zwischen politischer Geschichtschreibung und Politik besteht ein ganz eigenes, zart verwobenes Verhältnis. Es ist anders als etwa das des Kunst- und Literaturhistorikers zur Kunst und Poesie. Betrachtende und schaffende Tätigkeit stehen sich hier in der Regel streng geschieden einander gegenüber, und eine Personalunion zwischen Kunsthistoriker und Künstler ist etwas Seltenes und Zufälliges. Dagegen gibt es unzählige Übergänge zwischen politischem Historiker und handelndem Politiker. Wohl besteht das Gesetz der reinen Wissenschaft auch für den politischen Historiker und sagt ihm, daß er das Höchste in seinem Berufe nur leisten kann, wenn er den Spiegel seiner Betrachtung nicht trüben läßt durch Tendenzen der praktischen Politik. Er weiß es, wenn er es ernst mit seiner Aufgabe nimmt, ganz genau, daß er, um mit Ranke zu sprechen, eigentlich sein Selbst auslöschen müsse — und vermag es doch nicht und dürfte es auch nicht einmal völlig wünschen, weil er sich eben dadurch auch einer Erkenntnisquelle berauben würde. Eine der tiefen Antinomien, die unser Leben durchziehen, offenbart sich hier. Nur ein Mitleben mit den Dingen, die er erfassen will, erschließt ihm ihr Wesen. Mitleben ist aber auch Mitstreben. Ohne einen solchen Anteil des ganzen Menschen ist die Welt des Handelns, und insbesondere des politischen Handelns, nicht geistig zu bemeistern und in eine wissenschaftliche Form zu bringen. Ohne einen gewissen Zusatz von eigenem Wollen und Wünschen ist noch keine politische Historie von Rang und Bedeutung geschrieben worden. Ihn nicht Herr werden zu lassen, ihn in Schranken zu halten, fordert dann wieder sofort das Gesetz des reinen Erkennens. Wo und wie diese Schranken zu ziehen sind, kann keine begrifflich gefaßte Theorie lehren, können nur Takt und Selbstzucht angeben.

Ja, selbst von derjenigen Geschichtschreibung, die diese Schranken am engsten zieht und sich verhältnismäßig am freiesten hält von praktischer Tendenz, kann noch ein eigener Impuls ausgehen, doch wieder einzugreifen in das Leben. Denn sie sieht tiefer und klarer in dieses hinein und erfaßt die in ihm wirkenden Kräfte mit größerer Unbefangenheit und Sachlichkeit. Sie erkennt die Irrtümer und Illusionen der Parteien früher als diese selbst, weil sie über ihnen steht und die individuellen Lebensbedingungen der Staaten im ganzen zu erforschen sucht. Sie kann auch nicht mit der bloßen Abspiegelung der Vergangenheit sich begnügen, denn Vergangenheit und Gegenwart bilden einen einzigen Lebensprozeß, in den man nur eindringen kann, wenn man ihn von allen Seiten erfaßt. Mag dabei auch die Gegenwart ihres unfertigen und undurchsichtigen Charakters wegen zum Gegenstand der eigentlichen Geschichtschreibung sich nicht eignen, so muß sie doch der Historiker als eine ungeschriebene Historie in Kopf und Herzen tragen, weil ihre Lebenskräfte auch seine Arbeit nähren, weil ihre Erfahrungen, Maßstäbe und Möglichkeiten, methodisch gereinigt, ihm das Verständnis der Vergangenheit erschließen helfen. Wenn aber dergestalt Gegenwart und Vergangenheit, Leben und Geschichte im Geiste eines genialen Historikers intensiv und großartig ineinander wirken und ihren verborgenen Sinn wechselseitig enthüllen, dann kann in ihm, aller Beschaulichkeit zum Trotz und sogar durch die Beschaulichkeit genährt, ein Drang erwachsen, den Zeitgenossen vom eigenen Lichte politischer Erkenntnis mitzuteilen und die höheren Wahrheiten, die er fand, ihren Leidenschaften und Irrtümern entgegenzuhalten.

Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Mag auch der Drang nicht von Dauer sein und die Hoffnung, zu nützen, rasch entmutigt werden, weil die Ohren der Zeitgenossen noch zu stumpf sind für eine feinere politische Weisheit, so kann doch der Augenblick des Wirkens selbst von einem gewissen Enthusiasmus getragen sein, von dem Gefühle, etwas Einziges, Großes und Unersetzliches zu sagen und zu leisten, nämlich über Vergangenheit und Gegenwart und den bloßen Fluß der Dinge

hinauszuführen und das Sein und Werden, die zeitlosen Urbilder und Ideen der geschichtlichen Dinge und damit auch der gegenwärtigen Politik zu enträtseln und zu deuten. Mögen sie dann von den Zeitgenossen als Leitsterne anerkannt werden oder nicht, sie bleiben doch in ihrem Glanze am Firmamente stehen, beherrschen weiter die Welt und beruhigen und beseligen den beschaulichen und empfänglichen Geist.

Das ist der spezifische Enthusiasmus, der von dem „Politischen Gespräche“ Leopold v. Rankes ausströmt. Dieses Gespräch, das er 1836 auf der Höhe seiner Lebenskraft als 41 jähriger Berliner Professor niederschrieb, war das Höchste und Bedeutendste dessen, was er als Politiker und Publizist je geboten hat, die reife und süßeste Frucht gleichsam eines nur kurze Zeit von ihm bestellten Nebengärtchens. Denn mit dem Politischen Gespräche nahm er zugleich auch Abschied von der öffentlichen politischen Arena und beschränkte seine politische Tätigkeit auf Ratgeben an die Regierenden, wenn es von ihm, wie etwa in den Revolutionsjahren 1848/50, gelegentlich gefordert wurde.

Das Politische Gespräch erschien im August 1836 im vierten und Schlußhefte des zweiten und zugleich letzten Bandes der Historisch-politischen Zeitschrift, die Ranke seit 1832 herausgab. Diese Zeitschrift hatte einen offiziösen Charakter. In den unruhigen Zeiten, die der Julirevolution von 1830 folgten, empfand die preußische Regierung das Bedürfnis, die öffentliche Meinung aufzuklären nicht nur über ihre einzelnen Maßnahmen, sondern über den Zusammenhang ihres Tuns überhaupt, über „diejenige allgemeine Handlungsweise und Richtung, welche Recht, vernünftige Freiheit und gemeinsame Wohlfahrt in ruhiger und besonnener Entwicklung suchend und begründend durch die Geschichte Preußens und besonders durch dessen Geschichte unter Seiner jetzt regierenden Königlichen Majestät sich im ganzen und großen hindurchzieht“. So formulierte Graf Bernstorff, der Minister des Auswärtigen, die Aufgabe der Zeitschrift. Sie sollte einen gemäßigten, etwas patriarchalisch gefärbten Konservatismus vertreten, der die liberalen und demokratischen Zeitforderungen an den preußischen Beamten- und Militärstaat ablehnte, aber auch den feudalen, zu ständischen und